

- Raedeltzel, Dirk F. [u. a.] (Hgg.) 1988: Die ersten Bauernkulturen. Jungsteinzeit in Nordhessen, Kassel.
- Ramat, Paolo 1981: Einführung in das Germanische, Tübingen.
- Sapir, Edward 1921: Language. An introduction to the study of speech, London.
- Todd, Malcolm 2000: Die Germanen. Von den frühen Stammesverbänden zu den Erben des Weströmischen Reiches, Darmstadt (engl. Original: Oxford: Blackwell 1992/1995).
- Vennemann, Theo 1994: Dating the division between High and Low Germanic: A summary of arguments, in: Toril Swan [et al.] (eds.): Language change and language structure. Older Germanic languages in a comparative perspective, Berlin and New York, pp. 271–303.
- 2008: Lombards and Lautverschiebung. A unified account of the High Germanic Consonant Shift, in: Sprachwissenschaft 33, S. 213–256.
- Weinstock, John 1968: Grimm's law in distinctive features, in: Language 44, pp. 224–229.
- Wittgenstein, Ludwig 1969: Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung, Frankfurt.

Cornelia Herberichs, Norbert Kössinger u. Stephanie Seidl (Hgg.): *Liturgie und Literatur*. Historische Fallstudien, Berlin u. Boston: de Gruyter 2015, VIII, 371 S. (Lingua Historica Germanica 10)

Besprochen von **Christina Ostermann**: Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Deutsche Literatur, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin, E-Mail: christina.ostermann@hu-berlin.de

DOI 10.1515/bgsl-2017-0021

Die Forschung hat lange die Entwicklung der Literatur aus der Liturgie in den Blick genommen.¹ Der Titel des hier zu besprechenden Sammelbandes ›Liturgie und Literatur‹ verdeutlicht, dass der Band diesen Weg gerade nicht einschlägt: Anliegen ist nicht, Liturgie und Literatur chronologisch oder hierarchisch, sondern gemeinsam zu denken. Die Wahl der Konjunktion ›und‹ steht, so die Herausgeber, »sowohl [für] ein Komplementär- als auch ein Spannungsverhältnis, verweist auf Berührungspunkte ebenso wie auf Gegensätze, impliziert Abgrenzungsstrategien und zugleich gemeinsame ästhetische Potentiale« (S. 4).

Die Herausgeber befördern ein breites Themenspektrum, indem sie beide Schlüsselbegriffe weit fassen. Unter ›Liturgie‹ wird »[n]eben der offiziellen institutionalisierten Liturgie [...] auch ihre Ausstrahlung in den privaten Bereich« (S. 2) verstanden; ›Literatur‹ meint – wie in den mediävistischen Literaturwissenschaft-

¹ Die Herausgeber verweisen auf: Bruno Quast: Vom Kult zur Kunst. Öffnungen des rituellen Textes in Mittelalter und Früher Neuzeit, Tübingen 2005 (Bibliotheca Germanica 48); Hans Belting: Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst, München 2004; Christian Kiening: Freiräume literarischer Theoriebildung. Dimensionen und Grenzen programmatischer Aussagen in der deutschen Literatur des 12. Jahrhunderts, in: DVjs 66 (1992), S. 405–449.

ten üblich – »die mittelalterliche Schriftproduktion als Ganze« (S. 4). Doch wird mit einer Einschränkung Lateinisches explizit ausgeklammert und eine Konzentration auf die Volkssprache gefordert.² Auf der Basis dieser Begriffsbestimmung und unter Verweis auf Hans Unterreitmeier, dem dieser Band gewidmet ist, werden zwei Perspektiven unterschieden: Literatur könne sich der Liturgie entweder bedienen oder dieser dienen.³ Dass diese Systematik von der Literatur her gedacht wird, ist bezeichnend für den Sammelband, dessen Beiträge mehrheitlich der germanistisch-mediävistischen Literaturwissenschaft entstammen und eben diese zum Ausgangspunkt nehmen. Die einzelnen Beiträge verstehen sich als »historische Fallstudien«, anhand derer vielfältige Formen und Funktionen der Verflechtung von Liturgie und Literatur exemplifiziert werden.

Besonders gelungen ist das Anliegen einiger Aufsätze, die mittelalterliche Handschrift als materielles Objekt mit in die Untersuchung einzubinden. Insofern eine Handschrift zum einen inhaltlich Literarisches und/oder Liturgisches bewahrt und zum anderen aufgrund ihrer speziellen Beschaffenheit Hinweise auf ihre Gebrauchskontexte gibt, können Mehrfach-Verschrankungen von »Liturgie« und »Literatur« bereits evident werden.

Ernst Hellgardt (S. 23–46) eröffnet den Band mit seinem Beitrag »Althochdeutsche Texte in liturgischen und kanonistischen Handschriften (8.–12. Jh.)«, in dem er die Anfänge deutschsprachiger Schriftlichkeit einer systematischen Betrachtung unterzieht. Hellgardt untersucht die einzelnen volkssprachlichen Texte nicht als isolierte »Sprachdenkmäler«, sondern in ihrem Überlieferungskontext. Für seine Analyse Zwecke geht er von der Möglichkeit einer intendierten Ergänzung lateinischer Handschriften um volkssprachliche Texte aus, die er anhand dreier »Aspekte der Aufzeichnungspraxis« (S. 25) untersucht: Bedarf, Aufzeichnungsort und (Wieder-)Auffindbarkeit. Hellgardt entwickelt eine treffende Terminologie, mit der er nach »Affinitäten der Zuordnung von überliefernden Handschriftentypen zu bestimmten Texttypen« (S. 30) fragt. Die zu diesem Zweck erstellten tabellarischen Übersichten bieten eine Vielzahl an Anknüpfungsmöglichkeiten für weitere Forschungen. Wie eine derartige Anschlussstudie aussehen kann, verdeutlicht Hellgardt abschließend beispielhaft anhand des »Fuldaer Sacramentars« und der hier überlieferten »Fuldaer Beichte« (A).

² Der Titel »Volkssprache und Liturgie« bot sich deshalb nicht an, da er bereits verwendet wurde: Paul Winninger: *Volkssprache und Liturgie*, Trier 1961. Außer einem Eintrag im Literaturverzeichnis setzten die Herausgeber ihre Studie nicht weiter zu dieser Monographie in Bezug.

³ Vgl. Hans Unterreitmeier: *Literatur und Kalender. Liturgie und Dichtung im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*, in: Wolfgang Haubrichs (Hg.): *Frömmigkeitsstile im Mittelalter*, Göttingen 1990 (*Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 80), S. 72–92, hier S. 74.

Eine weitere handschriftennahe Studie bietet Andreas E r h a r d (S. 287–322) in seinem Beitrag ›Laien und Liturgie‹. Erhard ergänzt den Gegenstand des Sammelbandes um eine weitere Dimension, indem er die in einem Gebetbuch überlieferten volkssprachlichen Texte in ihrem liturgischen Kontext und mit Blick auf ihren Adressatenkreis (Konverse) untersucht. Seine Auswahl an Analyseaspekten (›Die sieben Bußpsalmen mit Allerheiligenlitanei und Totenoffizium‹ [S. 294–298], ›O-Antiphonen, Hymnen und Suffragien‹ [S. 298–302], ›Paraliturgische Marienverehrung und liturgieerschließende Christusgebete‹ [S. 302–309] sowie ›Gebetszyklus zur Liturgie der Messe‹ [S. 309–315]) deckt ein breites Spektrum ab, mittels dessen er aufzeigt, wie ein Gebetbuch die Liturgie erschließen, ergänzen und erweitern kann.

Christine G l a ß n e r und Karl Heinz K e l l e r (S. 63–90) wenden sich in ihrem Beitrag ›Heinrichs ›Litanei‹ zu. Aus ihrer einleitenden, ebenso erhellenden wie konzisen Zusammenfassung der Forschungsgeschichte zu dieser in zwei Handschriften überlieferten volkssprachlichen Dichtung ergibt sich die Dringlichkeit einer ›Neubewertung‹ der Überlieferung‹ (S. 69–73). Auf Basis einer kodikologischen und paläographischen Analyse gewinnen Glaßner und Keller neue Erkenntnisse zur Provenienz wie Datierung der Textzeugen. Anschließend vergleichen sie die beiden Fassungen vor dem Hintergrund der jeweiligen Entstehungskontexte. Spannend für die Fragestellung des Sammelbandes ist insbesondere, dass der Text in der älteren Grazer Handschrift G (Universitätsbibl., Ms 1501) als *gibet*, in der verbrannten Straßburger Handschrift S (Seminarbibl., Cod. C. V. 16.6. 4^o) hingegen als *getihte* bezeichnet wird. Die Autoren setzen weitere vergleichende Beobachtungen zu diesen Bezeichnungen in Beziehung: Während die *gibet*-Version eine Autornennung enthält, bleibt der Verfasser der *getihte*-Fassung anonym. Glaßner und Keller erklären dies mit der persönlichen Komponente eines gesprochenen Gebetes, die sich in der eigenen Namensnennung während der Gottesanrufung findet, und einer schriftlichen Überlieferung, die, sei es um Bescheidenheit zu symbolisieren oder um auf Offensichtliches zu verzichten, auf eine Spezifizierung des Sprechenden verzichtet. Einen zweiten Schwerpunkt legen Glaßner und Keller auf die Entstehungsbedingungen der Grazer Handschrift. Ausgehend von dem Befund, dass hier das Doppelblatt mit den Schlussversen fehlt und nachträglich ergänzt wurde, entwickeln sie nach einer kurzen historischen Einordnung Thesen, die für einen absichtlichen Eingriff in den Textbestand sprechen. So könne das ersetzte Doppelblatt einen Text enthalten haben, der das Stifterehepaar des Augustinerchorherrenstifts Feistritz-Seckau in wenig gutem Licht erscheinen ließ. Dank ihrer Aufarbeitung bisheriger Forschungsirrtümer, einer eindringlichen Analyse der Überlieferungslage sowie eines ersten Versuchs der Erklärung von Überlieferungsunterschieden leisten Glaßner und Keller einen wichtigen Forschungsbeitrag zu diesen Handschriften, die zwar denselben Text überliefern, sich vor dem Hinter-

grund unterschiedlicher Entstehungskontexte jedoch in ihrem Textbestand eigenständig verhalten.

Von der Untersuchung einer Textgruppe in mehreren Handschriften (Hellgardt), über die Analyse einer einzelnen Handschrift in ihrer Gesamtzusammenstellung (Erhard) und der Gegenüberstellung zweier Textfassungen (Glaßner und Keller) enthält der Sammelband mit Stephanie Seidls und Norbert Kössingers Beiträgen auch zwei Studien zur Überlieferung eines einzelnen Textzeugen. Beide blicken gewinnbringend über die Textgrenzen hinaus und beziehen den Überlieferungskontext des untersuchten Textes mit in ihre Argumentation ein. Seidl (S. 47–62) verdeutlicht in ihrem Beitrag ›In-Eins-Setzungen‹, dass eine genaue Einordnung eines Textes als in formaler und/oder funktionaler Hinsicht ›liturgisch‹ oder ›literarisch‹ nicht möglich ist. Seidl argumentiert zudem, dass eine zunehmende sprachliche Ausschmückung eines ursprünglich liturgisch-gebundenen Textes keineswegs eine Entfunktionalisierung nach sich ziehen muss. Sie schlägt vor, ›Liturgie‹ und ›Literatur‹ als zwei Pole einer Skala zu denken (vgl. S. 50).

Kössinger (S. 91–110) wendet sich in seinem Aufsatz ›Legenden und Literatur‹ einem Text zu, der auf einer derartigen, von Stephanie Seidl vorgeschlagenen Skala genau mittig eingeordnet werden müsste. Hatte die Einleitung auf die nur vermeintliche Unvereinbarkeit von ›Liturgie‹ und ›Literatur‹ verwiesen, so betont Kössinger an dieser Stelle die ursprüngliche Untrennbarkeit von Liturgischem und Legendarischem. Ausgehend von Peter Strohschneiders Postulat, die Legende sei im Vergleich zur Liturgie »a priori durch ein unaufhebbares Geltungsdefizit gekennzeichnet«⁴, entwickelt Kössinger die These, dass legendarisches Erzählen versuche, ein derartiges Defizit zu kompensieren. Dieses Bemühen korreliere mit dem Grad der Emanzipation der Legende von der Liturgie (vgl. S. 93). In seinem Beitrag testet Kössinger diese These anhand der unikal in München (BSB, Cgm 94) überlieferten Ulrichslegende. Er stützt seine Argumentation sowohl auf den Überlieferungszusammenhang der Legende und deren spezifische Einrichtung im Codex als auch auf die erzählerische Gestaltung und kann so darlegen, wie ein Zusammenspiel von Liturgischem und Literarischem es letztlich unmöglich macht, den Text in einer der beiden Richtungen zu verorten.

Dass Liturgie und Literatur nicht in jedem Kontext als weit voneinander entfernte Endpunkte einer Skala funktionieren, verdeutlicht Helga Unger (S. 133–166) mit ihrem Beitrag ›Interaktion von Gott und Mensch im ›Legatus

⁴ Peter Strohschneider: Textheiligung. Geltungsstrategien legendarischen Erzählens im Mittelalter am Beispiel von Konrads von Würzburg ›Alexius‹, in: Gert Melville u. Hans Vorländer (Hgg.): Geltungsgeschichten. Über die Stabilisierung und Legitimierung institutioneller Ordnungen, Köln [u. a.] 2002, S. 109–147, hier S. 117.

divinae pietatis« (Buch II) Gertruds der Großen von Helfta«. Unger stellt »die Verknüpfung der mystischen Ereignisse mit liturgischen Vorgängen und dem persönlichen Gebet« (S. 138 f.) in Gertruds Werk heraus und kann so zeigen, wie für Gertruds klösterliches Leben keine Trennung zwischen beiden Bereichen vollzogen werden kann. Den Auftrag, das ihr in mystischen Erfahrungen vermittelte Wissen an ihre Ordensschwwestern weiterzugeben und niederzuschreiben und somit zu ›Literatur‹ werden zu lassen, erhält die Zisterzienserin von Christus selbst.

Der Gattung des ›Geistlichen Spiels‹, die die Verschränkung von ›Liturgie‹ und ›Literatur‹ bereits im Namen führt, nehmen sich die Aufsätze von Jan-Dirk Müller und Cornelia Herberichs an. Müller (S. 213–234) fragt nach den Funktionen paraliturgischer und liturgischer Texte im geistlichen Spiel und ihrem Verhältnis zueinander. Am Beispiel der – häufig nur anzitierten – lateinischen Gesänge des ›Innsbrucker Osterspiels‹ und auf der Grundlage textnaher Analysen stellt er überzeugend dar, welche unterschiedlichen Formen die Liturgie im volkssprachlichen Spiel annehmen kann. So kann sie in einer Neukontextualisierung zum »Fremdkörper« (S. 215) werden, wenn sich Widersprüche zwischen dem im Osterspiel Dargestellten und dem ursprünglichen liturgischen Kontext oder aber zwischen Text und Sprecher ergeben. Umgekehrt kann sie sich jedoch auch reibungslos in einen neuen Zusammenhang einfügen. Liturgische Gesänge können Teil der Handlungsentwicklung werden oder in »parodistische[r] Verkehrung [...] den Gegensatz zwischen sakraler und gottferner Welt« (S. 225 f.) hervorheben. Das ›Innsbrucker Osterspiel‹, so zeigt Müller auf, findet in seinen lateinischen Elementen eine »liturgische Verankerung« (S. 232).

Herberichs (S. 235–286) konzentriert sich in ihrer Studie auf eine einzelne, nicht-biblische Episode der Osterspiele. Mit ihrem Beitrag ›Plädoyer für den Mercator‹ erläutert sie, wie diese von der Forschung oft deplatziert empfundene Szene im Kontext der sie umgebenden Szenen nicht nur erklärt werden kann, sondern einen unverzichtbaren Status erhält. Herberichs argumentiert mit einer beeindruckenden Perspektivenvielfalt. Theologische Deutungen des Salbenkauf-Motivs finden ebenso Eingang in die Analyse wie deren Darstellungen in Bild und Text. Deutlich wird die Pluralität in der Auslegung der Szene und das Unvermögen, sie – aufgrund ihres nicht-biblischen Charakters – der Liturgieferne zu ziehen. Am Beispiel der frühesten Darstellung der Salbenkaufszene im ›Osterspiel von Muri‹ führt Herberichs abschließend ihre interdisziplinären Beobachtungen zusammen und zeigt, dass diese, in der Forschung oft als ›komisch‹ gelesene Szene keineswegs eine zweite, ›sakrale‹ Lesart ausschließt.

Weitere interdisziplinäre Impulse erhält der Sammelband von den Beiträgen Gerhard Wilds und Claudia Händls. Beide Aufsätze verdeutlichen, dass der Sam-

melband sich nicht allein auf die ›christliche Kultur⁵ und den deutschen Sprachraum konzentriert: Wild (S. 111–132) nimmt die iberische Halbinsel in den Blick und setzt sich mit den betreffenden ›Bedingungen und Möglichkeiten einer Absorption liturgischer Rede‹ auseinander. Er erweitert das untersuchte Themenspektrum des Bandes nicht nur um die arabische und galizisch-portugiesische Sprache, sondern lenkt den Blick auch auf die muslimische Kultur und ihre wechselseitigen Kontakte mit der christlichen Kultur. Am Ausgangspunkt seiner Ausführungen stehen Beobachtungen, welche die Strahlkraft liturgischer Elemente in der Architektur veranschaulichen. Im literaturwissenschaftlichen Teil seines Beitrages stellt Wild anschaulich dar, wie arabische Liebeslyrik sich liturgischer Terminologie bedienen und auf diese Weise Effekte des Parodistischen, zum Teil auch Blasphemischen erreichen kann. Dass die Austauschprozesse auch in die andere Richtung funktionieren, wird anhand der *cantiga* 160 König Alfons' X. verdeutlicht, die Elemente der Troubadourichtung aufweist.

Claudia H ä n d l (S. 167–212) untersucht in ihrem Beitrag ›Die mittelalterlichen Geißlerbewegungen in Italien und Deutschland und ihre Liedproduktion‹ zunächst italienische, dann deutsche Lieder der Geißlerbewegung in Hinblick auf drei Analyseaspekte: »ihre Inszenierung, die Verwendung von Rollen und die Möglichkeit der Rückbindung der Lieder an die historische Kommunikationssituation« (S. 169). Sie unterzieht die zwei Traditionen abschließend einem Vergleich und deckt sprachliche Strategien auf, mit denen die italienischen Flagellanten und die deutschen Geißler gleichermaßen auf eine Rechtfertigung ihrer Grundsätze und die Gewinnung von Anhängern abzielen. In beiden Fällen geschieht dies unter Rückgriff auf die Volkssprache, die den Anhängern der Bewegung die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums sichert. Händl kann anhand dieser Lieddichtungen somit darlegen, wie eine außerkirchliche Liturgie das Potential der Volkssprache nutzt, um mit der kirchlichen Liturgie konkurrieren zu können. Hier zeigt sich besonders deutlich, dass die Konjunktion ›und‹ im Titel des Sammelbandes keineswegs nur reibungslose Verbindungen von ›Liturgie‹ und ›Literatur‹ meint.

Zwei weitere Beiträge lenken den Blick in die Richtung neuzeitlicher Literatur. Dass sie ihren Schwerpunkt auf Werke Schillers legen, erweist sich als Gewinn für die Fragestellung. Indem sie einander konträr entgegengesetzte

⁵ An dieser Stelle unterscheidet sich der Band deutlich von der auf die christliche Kultur beschränkte ›Liturgie‹-Definition des Reallexikons, auf welche die Herausgeber einleitend zwar verweisen, ohne das ›Liturgie‹-Verständnis, das dem Sammelband zugrunde liegt, jedoch davon abzugrenzen (vgl. Arnold Angenendt u. Jan-Dirk Müller: [Art.] Liturgie, in: ²RLW, Bd. 2, 2000, S. 489–491).

Verwendungsformen des Liturgischen in zwei unterschiedlichen Werken Schillers fokussieren, ergänzen sich die Beiträge und leisten in der Kombination eine differenzierte Betrachtung der Fragestellung des Bandes. Albrecht J u e r g e n s (S. 355–364) zeigt auf, wie Schiller im Drama ›Maria Stuart‹ liturgische Elemente aufnimmt, neu kombiniert und so den »vermeintlich unmotivierten Ausbruch ins Sakramentale« (S. 359) in der Abendmahlsszene vorbereitet. Er schließt mit einem Verweis auf die »antikatholischen Exzesse[] des ›Geisterseher(s)‹« (S. 362). Auf eben diese geht Ulrich Johannes B e i l (S. 323–354) in seinem Beitrag näher ein, wenn er aufzeigt, wie Schiller in diesem Fragment gebliebenen Roman Aspekte des Liturgischen für die dramatische Form pervertiert. Besonderes Augenmerk legt Beil auf die mediale Inszenierung der Geisterbeschwörung zur Eucharistiefeier und greift in seiner Analyse auf Kants ›Träume eines Geistersehers‹ zurück.

Der Beitrag von Wilhelm V o s s e n k u h l (S. 365–372) setzt sich aus philosophischer Perspektive mit der Fragestellung des literaturwissenschaftlichen Sammelbandes auseinander. In seinem Aufsatz ›Gott im Kultus‹ zeigt er auf, wie Hegel Gott zwar zur ›absoluten Vernunft‹ erklärt, ihn aber dennoch nicht nur einem philosophisch geschulten Publikum zugänglich machen möchte. Die Einheit beider, das heißt Gottes und des Menschen, definiere Hegel als ›Kultus‹. Bei diesem bestehe die Gefahr, die Endlichkeit der Vereinigung zu verkennen, und dieser könne nur vorgebeugt werden, wenn sich der Mensch in der Andacht ›aufhebe‹ (vgl. S. 368). Vossenkuhl schlüsselt Hegels religionsphilosophische Terminologie verständlich auf; die differenzierte Auseinandersetzung mit Begrifflichkeiten bietet sich zwar in einer Auseinandersetzung mit der Religionsphilosophie eines einzelnen Philosophen besonders an, wäre jedoch auch an früherer Stelle im Band hilfreich gewesen.⁶

Der Sammelband vereint eine Vielzahl an Beispielstudien, die dank ihrer vielfältigen Schwerpunktsetzungen den Eindruck entstehen lassen, Zusammenspiele und Konfrontationsverhältnisse von Literatur und Liturgie seien nahezu allgegenwärtig und bedürften zahlreicher weiterer Einzelstudien. Den Rezipienten des Bandes wird dabei der Blick über den Tellerrand zugetraut: ›Liturgie‹ wird nicht mit ›christlicher Liturgie‹ gleichgesetzt und ›Literatur‹ vereint vormoderne mit modernen Texten. Dass der Band dennoch nicht seine Kohärenz verliert, ist den Herausgebern zu verdanken, die in der Einleitung Verbindungen zwischen den einzelnen, auf den ersten Blick doch sehr disparaten Aufsätzen aufzeigen und sie Themenbereichen zuordnen. Es wäre wünschenswert gewesen, diese

⁶ Um nur zwei Beispiele zu nennen: Genauere Definitionen der – häufig verwendeten – Begriffe ›paraliturisch‹ und ›liturgiebegleitend‹ fehlen sowohl der Einleitung als auch den Aufsätzen, die diese verwenden. Eine kurze Erläuterung wäre dem Leseverständnis dienlich gewesen.

Systematik auch in der Anordnung der Aufsätze im Sammelband beizubehalten. Aus welchen Gründen die Beiträge einer chronologischen Ordnung folgen, erschließt sich nicht ohne Weiteres, denn der Sammelband besticht ja gerade durch sein breites Spektrum an synchronen Verschränkungen, die nicht darauf angelegt sind, eine vermeintliche Entwicklung nahezulegen.

Moritz Wedell: *Zählen*. Semantische und praxeologische Studien zum numerischen Wissen im Mittelalter, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011, 368 S., 53 Abb. (Historische Semantik 14)

Besprochen von **Prof. Dr. Harald Haferland:** Universität Osnabrück, Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaft, Neuer Graben 40, D-49069 Osnabrück,
E-Mail: harald.haferland@uni-osnabrueck.de

DOI 10.1515/bgsl-2017-0022

Es ist eine alte Einsicht, dass geometrische Formen und Figuren nicht der medialen Träger bedürfen, um geistig erfasst zu werden: Kein rundes Ding bildet einen vollkommenen Kreis. Allerdings mag man sich fragen, ob man das Konzept des Kreises bilden könnte, wenn es nicht z. B. die Sonne und den Vollmond gäbe. Auf keinen Fall aber bedarf es des sprachlichen Ausdrucks ›Kreis‹, um das Konzept des Kreises zu besitzen. Das heißt, man muss nicht ›Kreis‹ sagen können, um ein kreisförmiges Ding als kreisförmig zu erkennen. Wahrscheinlich gilt doch dasselbe für das Zahlkonzept: Wenn man auf einen Blick zwei, drei oder wenig mehr Dinge zahlenmäßig erfassen kann und andererseits sieht, dass die Zahl der Bäume in einem Wald oder der Sterne am Nachthimmel nicht auf Anhieb, aber im Prinzip bestimmbar, d. h. abzählbar ist, verfügt man über das Konzept der Zahl. Man braucht weder konkret angegebene Mengen wie die Zahl der Bäume in einem Wald noch die Etymologie von ›Zahl‹ und ›zählen‹, um zählen zu können. Allerdings braucht man Zahlwörter und/oder Zahlzeichen, und Zahlwörter bilden neben den Fingern das früheste Zählmedium.

In der Dissertation von Moritz Wedell sind solche Grundannahmen zwar hier und da präsent, er entwickelt aber eine Geschichte des Zählens nicht anhand einer Geschichte der Zahlwörter, wie man es erwarten müsste. Stattdessen erörtert er ausgehend von der Etymologie von ›Zahl‹ und ›zählen‹ die mittelalterliche Semantik der Wörter einerseits und andererseits die Geschichte der materiellen medialen Realisierungen von Zahlen, dies in der Hoffnung, aus Konvergenzen zwischen Semantik und Praxis Aufschlüsse über ein spezifisch vormodernes Verständnis der Zahl zu gewinnen. Weniger teilt er über die Geschichte von